



Newsletter vom 2. 7. 2023

Inhalt

Die Abenteuer des Robinson Crusoe oder die Schiffsbrüche der Reform-Politik.....	1
30.6.2023, Timotheus Bruderer	1
Werden wir immer gebildeter?	3
Journal 21, 11.6.2023, Carl Bossard	3
Kompetenz ohne Bildung	5
Schweizer Monat, Mai 2023, von Béatrice Di Pizzo	5
Gendern: Sprachwandel oder Sprachdiktat?	7
25. 6. 2023, Mario Andreotti.....	7
«Mit dauernden Alarmierungen lässt sich kein Bildungssystem steuern»	8
Nebelspalter, 9.6.2023, Daniel Wahl	8
«Die beste Reform ist eine, die gar nie gestartet wurde».....	12
Nebelspalter, 10.6.2023, Daniel Wahl	12
Lehrpersonen gäbe es genug, aber sie bleiben nicht im Beruf	15
NZZ am Sonntag, 11.6.2023, Meinungen, der externe Standpunkt, Carl Bossard.....	15
«Masslose Administration»	16
NZZaS, 18.6.2023, Leserbriefe.....	16
Humane Energie kommt aus Freiheit.....	17
Condorcet Bildungsperspektiven, 24.6.2023, Carl Bossard	17
Wo die Volksschule die Grundlagen des Lernens vernachlässigt.....	18
Nebelspalter, 17.6.2023, Daniel Wahl	18
Kinder brauchen Erwachsene.....	20
Journal 21, 24. 6. 2023, Carl Bossard	20
Veranstaltungshinweis	22
Kinder partizipieren lassen – leichter gesagt als getan.....	22
Vortragsreihe Pädiatrie, Schule & Gesellschaft, Mittwoch, 20. Sept. 2023.....	22



Die Abenteuer des Robinson Crusoe oder die Schiffsbrüche der Reform-Politik

30.6.2023, Timotheus Bruderer

Das deutsche Wort «Reform» bildet sich aus den lateinischen Wörtern *re*: zurück und *formare*: bilden. Bei einer Reform sollte es also um eine Verbesserung eines aktuellen Zustands gehen. Betrachten wir die zahlreichen Reformen an den Volksschulen in der Schweiz während der letzten Jahrzehnte, so könnte man glatt meinen, die Schweizer Volksschule hätte sich in den 90er Jahren in einem hoffnungslosen Zerfall befunden und hätte seither durch zahlreiche Reformen «gerettet» werden müssen. Doch genau das Gegenteil ist der Fall. Nicht, dass früher alles besser gewesen wäre an den Volksschulen, doch mit Sicherheit befand sie sich in einem besseren Zustand als heute. Unsere Artikelauswahl beleuchtet, was aus unserer Volksschule geworden ist.

Den Unterricht wieder ins Zentrum stellen und den Horizont erweitern

In zwei Interviews mit dem Nebelspalter-Journalisten Daniel Wahl gibt der Pädagoge Jürgen Oelkers einen eindrucksvollen Kommentar über die negative Wirkung der zahlreichen Reformen. Sie vernachlässigten genau das, was im Zentrum der Schule stehe: der Unterricht der Lehrpersonen. Obwohl die Zahl der Diplome und Zertifikate in der Schweiz stetig zunimmt, sind wir nicht gescheiter – im Gegenteil: 20 Prozent der Absolventen gehen als funktionale Analphabeten von der Schule. Für die Erziehungswissenschaftlerin und Schulpflegerin Béatrice Di Pizzo ist der Grund dieser Diskrepanz klar: «Es werden Kompetenzen ohne Bildung vermittelt.». Carl Bossard doppelt mit dem Zitat des Philosophen Hans Blumbergs nach: «Bildung sei kein Arsenal (von Zertifikaten und Diplomen), Bildung sei ein Horizont.» Es wäre höchste Zeit, den Horizont an den Schulen zu erweitern! Doch einfacher gesagt als getan, denn «*ausbilden* können uns andere, *bilden* kann sich jeder nur selbst.»

Tragikomödie an unseren Schulen

Die Auswirkungen der Integrationspolitik an unseren Schulen schildert der Sekundar- und Berufsschullehrer Raymond Diepold über seine Sekundarschule B in Stichworten, die der Journalist Daniel Wahl als «mit höchstem Unterhaltungswert» umschreibt. Seine Klasse sei ein Ort, «wo nur noch Arbeitsblätter eingesetzt werden, weil die Schulbücher keinen Tag im Klassenraum unbeschädigt überstanden hatten» oder «wo Schüler während der Stunde auf Toilette gehen und nicht wieder zurückkommen» oder «wo ihn die Schulleitung dazu verpflichtet hat, am Abend das Geschehene nachvollziehbar zu protokollieren und auf jeden Fall das Positive zur erwähnen.» Der «integrierte Schulalltag» scheint wahrhaft zu einer Tragikomödie verkommen zu sein. Und zu allem obendrauf sollen die Lehrpersonen nun in diesem Theater «als Lerncoaches die Kinder auf Augenhöhe begleiten». Carl Bossard hält gekonnt dagegen: «Wer so argumentiert, vergisst das asymmetrische Verhältnis von Unterricht und Schule – und nicht zuletzt die Bedürfnisse der Lernenden.» Kinder brauchen Vorbilder, die Verantwortung vorleben und so den Kindern beibringen, selbst einmal Verantwortung im Leben zu übernehmen.

Das vergessene Glied in der Kette

Was im schrillen Reform-Geschrei und dumpfen Ächzen des Schulalltags oftmals untergeht, sind die Rolle der Eltern resp. das Zuhause der Schulkinder. Eine Grundlage für gutes Lernen sei die Bindungssicherheit, so Beat Kissling. Leider treten immer mehr Kinder mit Bindungsstörungen in das Schulsystem ein. Die Folgen davon sind zum Beispiel ein unkontrollierter Medienkonsum, wie Jürgen Oelkers schildert. Die Schulen seien aber nicht in der Lage, solche Kinder aufzufangen – schon gar nicht, wenn die Lehrpersonen permanent damit beschäftigt sind, den Unterricht zu arrangieren und zu organisieren.



Gendersprache, das Sternchen auf dem «i»

Für Carl Bossard ist die Institution Schule zu einem Verwaltungsbüro geworden. Und dass in der «erfahrungsverdünnten Luft der Dachterrassen» immer mehr die Realität zum Bodenpersonal des «Schulparterres» fehlt, zeigt exemplarisch der zerstörerische Eingriff in die deutsche Sprache durch die Suche nach einer gendergerechten Sprache. Nach den Erläuterungen des Germanisten Mario Andreotti zum Thema wird klar: Wozu soll etwas repariert werden, das gar nie kaputt war? (Wie das englische Sprichwort sagt: «Don't try to fix what has never been broke.») Oder kommt dieses Scheinproblem den Politisierenden wohl gerade recht, die Lehrenden und Zur-Schule-Gehenden mit diesem Scheinproblem abzulenken?

Eine Lageanalyse tut not

Was hat der berühmte Robinson Crusoe mit der Reform-Politik gemeinsam? Carl Bossard findet die wichtige Parallele zwischen dem Schiffbrüchigen und der Bildungspolitik: «Wie bei Robinson braucht es eine ungeschönte Lageanalyse.» Was denn die Schule belastet, liegt bereits lange auf der Hand – wir finden die Punkte sowohl bei Oelkers als auch bei Bossard: Es sind diese «zusätzlichen Anforderungen, die dem Unterricht nichts bringen», es ist diese «üppige Bürokratie», der «Papierkram». Für Bossard ist klar: «Gute Pädagogik und Bürokratie passen nicht zusammen.» Es ist es also Zeit, das gestrandete Schulwrack zu kontrollieren und sich einen Überblick zu verschaffen, Inventur zu machen und die Lage zu analysieren. Hoffen wir, dass die Bildungsverantwortlichen dem Beispiel Robinsons folgen werden. Denn «Schiffbrüchige sind sonst die Schulkinder.»

Ich wünsche Ihnen eine abenteuerliche Lektüre. Wir melden uns nach der Sommerpause Ende August mit dem nächsten Newsletter wieder.

Für die Redaktion Starke Volksschule Zürich

Timotheus Bruderer

Werden wir immer gebildeter?

Journal 21, 11.6.2023, Carl Bossard

Die Zahl der Diplome nimmt zu, die Hochschulquoten steigen. Da fragt man sich unwillkürlich: Steigt mit der Bildungsexpansion auch die Bildung? Ein Frageblick auf die «Bildungslandschaft».

So zertifiziert und diplomiert wie heute waren wir in der Schweiz noch nie. Die Zahlen und Ziffern zeigen es. Die tertiären Abschlüsse auf Hochschulstufe weiten sich aus; das bekundete bereits der Bildungsbericht Schweiz von 2018.¹ Die Bildungsexpansion setzt sich weiter fort. Unvermindert und intensiv. Seit der Jahrtausendwende hat sich die Tertiärquote der 25- bis 34-Jährigen fast verdoppelt. Jede zweite Person dieser Altersgruppe verfügt heute über einen Abschluss auf der Tertiärstufe.² Dazu gehören die kantonalen Universitäten, die beiden Eidgenössischen Technischen Hochschulen von Zürich und Lausanne, die ETHZ und die EPFL, dann die Fach- und die Pädagogischen Hochschulen sowie die höhere Berufsbildung HBB. Wer nur die Hochschulstufe betrachtet, erkennt schnell: Das Wachstum hier hat sich im gleichen Zeitraum gar verdreifacht.

¹ SKBF (2018). *Bildungsbericht Schweiz 2018*. Aarau: Schweizerische Koordinationsstelle für Bildungsforschung, S. 173ff.

² SKBF (2023). *Bildungsbericht Schweiz 2023*. Aarau: Schweizerische Koordinationsstelle für Bildungsforschung, S. 199f.



Wie lässt sich Bildung messen?

In der Statistik wird konsequent vom «Bildungsstand der 25- bis 34-jährigen Bevölkerung» gesprochen. Doch lässt sich Bildung überhaupt quantifizieren, lässt sie sich messen – allenfalls an den ECTS-Punkten des European Credit Transfer Systems? Und was bedeutet Bildung? Schlüsselqualifikationen oder Basiskompetenzen, operationalisierbare Fähigkeiten oder eine möglichst hohe Maturitätsquote, wie dies die OECD fordert? Schnell stellt sich auch die Frage: Kann man in Zahlen fassen, wie sich ein selbstbestimmtes, mündiges Subjekt denn bildet?

Kaum jemand hat heute in der Schweiz den Überblick über die unzähligen Weiter- und Fortbildungsanbieter, die staatlichen wie die privaten, und die verwirrende Vielfalt an Diplomen und Zertifikaten, die verschiedenen Certificate, Diploma und Master of Advanced Studies (CAS, DAS und MAS). Ob all die vielen Abschlüsse den Namen Bildung verdienen? Oder handelt es sich hier bloss um Etikettenschwindel? Müsste all das nicht anders bezeichnet sein? Als Ausbildung und Instruktion, als Unterricht und Lernen, als Trainings- und Qualifizierungsprozesse? Und ist Bildung nicht allzu oft Synonym für den Wunsch, ein schönes Papier zu besitzen, einen Abschluss, den man sich erwirbt wie eine Billigpizza am Take-away? Der Ausweis von Bildung durch den Nachweis eines Dokuments mit Punkten und Titeln: Wo man von Bildung spricht, meint man da nicht das Zertifikat, die soziale Reputation oder gar die gesellschaftliche Distinktion – ganz im Sinne des französischen Soziologen Pierre Bourdieu? Man erkennt im Abschluss den Anspruch auf höhere Stellung und saftigeres Salär. Aufstieg durch Bildung, Aufstieg als Zweck, Bildung als Mittel.

In seinem ersten Wilhelm-Meister-Roman, den Lehrjahren, favorisiert Johann Wolfgang von Goethe die Bildung. Im zweiten Roman, den Wanderjahren, stellt er die Ausbildung als wichtig hin. Die Reihenfolge dieser beiden Romane mit derselben Hauptfigur legt nahe, die Bildung als Grundlage für die Ausbildung zu nehmen. So sah es auch Wilhelm von Humboldt, Mitbegründer der Universität Berlin und Promotor der preussischen Volksschule.

Bilden kann sich jeder nur selbst

Bildung lässt sich eben nicht in der Hast rascher Erledigung erwerben; sie ist mehr als berufliche Qualifikation und fachliches «Fitsein für ...». In einer Zeit, in der vieles begrifflich unklar geworden ist, lohnt es sich darum, an das zu erinnern, was Bildung eigentlich sein könnte. Der Philosoph Peter Bieri, unter dem Pseudonym Pascal Mercier auch als Romancier bekannt, versuchte eine zeitgemässe und zukunftsfähige Bestimmung des Bildungsbegriffs.

Der originelle Denker resümiert: «Bildung ist etwas, das Menschen mit sich und für sich machen: Man bildet sich. *Ausbilden* können uns andere, *bilden* kann sich jeder nur selbst. Das ist kein blosses Wortspiel. [...] Sich zu bilden, ist tatsächlich etwas ganz anderes, als ausgebildet zu werden. Eine Ausbildung durchlaufen wir mit dem Ziel, etwas zu können. Wenn wir uns dagegen bilden, arbeiten wir daran, etwas zu werden – wir streben danach, auf eine bestimmte Art und Weise in der Welt zu sein»³ – und mit ihr zu interagieren.

Bildung als humane Kultivierung seiner selbst

Der Mensch ist nicht einfach, er habe «auf eine bestimmte Art und Weise in der Welt zu sein», sagt Peter Bieri. Voraussetzung dafür ist Bildung. Eben: Wenn wir uns bilden, arbeiten wir daran, etwas zu werden. Eine wunderbare Definition! Bildung als humane Kultivierung seiner selbst, wie Wilhelm von Humboldt es einst ausgedrückt hat. Bildung als Fähigkeit umfassender Orientierung ist eben mehr als konkretes Sachwissen und technisch-methodisches Verfügungswissen, Bildung ist mehr als Ausbildung. Der Welt und sich selber begegnen, die Wechselwirkung von Ich und Welt erfahren und sie gestalten – auch den kleinen, persönlichen Mikrokosmos. Daraus entsteht verantwortete Handlungsfähigkeit – im Kontext der Mit- und Umwelt.

³ Peter Bieri: *Wie wäre es, gebildet zu sein?* In: Hans-Ulrich Lessing, Volker Steenblock (Hg.), «Was den Menschen eigentlich zum Menschen macht ...». *Klassische Texte einer Philosophie der Bildung*. Freiburg im Breisgau: Verlag Karl Alber 2010, 205f.



Eine beschleunigte Gesellschaft braucht Bildung

Noch nie war eine Bildung, die über den Tagesbedarf und das berufliche Kerngeschäft hinausgeht, so unentbehrlich wie heute. Warum? Wir leben in einer Gesellschaft, die sich nicht nur als offene, um dem Philosophen Sir Karl Popper zu folgen, sondern auch als beschleunigte versteht. Zu ihrem Credo gehören permanente Innovation, grenzenlose Mobilität und hektische Flexibilität. Der Zwang zum «Change» als Dogma. Das legt auch die Diskussion um die artifizielle Intelligenz (AI) nahe. Ohne Bildungselemente aber geht eine offene Gesellschaft an ihrer eigenen Wandelbarkeit zugrunde, mahnt darum der deutsche Wissenschaftstheoretiker Jürgen Mittelstrass.⁴

Und er fügt bei: Je reicher unsere Gesellschaft an Information und Wissen wird – auch über das Netz als immense Sekundärmaschine –, desto ärmer scheint sie an Orientierungsvermögen zu werden. Für diese Fähigkeit aber steht der Begriff der Bildung – und für die ethisch-moralische Dimension der Begriff der Humanität. Sie umfasst damit Werte wie Demut, Bescheidenheit und Empathie und bewahrt vielleicht vor Hybris, Hochmut und Habgier. Daher schliesst der Begriff der Bildung auch den Begriff der Orientierung ein – im klassischen wie im modernen Sinne. So ist Bildung nichts Theoretisches, kein blosses Sich-Auskennen in Bildungs- oder Wissensbeständen, sondern eine Lebensform. Wilhelm von Humboldt hat noch immer recht. Er sprach davon, dass der Gebildete so viel Welt wie möglich mit sich verbinde. Welt war für Humboldt nicht allein die vergangene, auch nicht allein die faktisch existierende, sondern jede mögliche Welt – und damit auch die gegenwärtige und die darin erkennbaren Entwicklungslinien.

Bildung ist ein «Horizont»

Der Philosoph Hans Blumenberg prägte vor vielen Jahren die Devise, Bildung sei kein Arsenal, Bildung sei ein Horizont⁵. Daran ist zu erinnern, wenn Bildung auf die Abschlüsse und die Anzahl der Diplome reduziert wird – mindestens in den Tabellen und Grafiken der nationalen Bildungsberichte. Zusammenfassend können wir hier lesen: Noch nie war eine Generation – zählt man die tertiären Abschlüsse – so gebildet wie heute. Ob sie auch gescheiter geworden ist? Zu hoffen wäre es.

Kompetenz ohne Bildung

Schweizer Monat, Mai 2023, von Béatrice Di Pizzo

Kompetenzorientierung, selbstorganisiertes Lernen und integrative Förderung dominieren die Volksschule. Auf der Strecke bleibt das humanistische Bildungsideal.

In der vordersten Bankreihe einer zweiten Sekundarklasse am Zürichberg sitzen, isoliert und dichtgedrängt, ein Eritreer, ein langsam Lernender und ein Bosniake. Die Klasse ist gut gelaunt und heiter in dieser Frühstunde in Geografie, denn der Lehrer unterrichtet offensichtlich sein Lieblingsfach. Er scherzt und ermuntert die Jugendlichen zu Höchstleistungen. Bloss: Niemand spricht mit den dreien, eine ganze geschlagene Lektion lang. Sie halten sich geduckt, fallen nicht auf und kritzeln irgendwas auf die ausgeteilten Arbeitsblätter. «Integrative Förderung», seufzt der Lehrer, «die Stadt will das so.»

Die Schule soll für Gleichheit und Gerechtigkeit sorgen, so ihr demokratischer Auftrag, indem die staatlich finanzierte Ausbildung junge Menschen ihren Begabungen gemäss für die Marktwirtschaft qualifiziert.

⁴ Jürgen Mittelstrass (2004): *Bildung, Wissenschaft und Humanität – vom Auftrag einer Pädagogischen Hochschule. Vortrag an der PH Zug. Msc. unpubl. S. 3; vgl. ders. (1997): Der Flug der Eule. Von der Vernunft der Wissenschaft und der Aufgabe der Philosophie. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.*

⁵ Zitiert nach: Norbert Ricken (2006): *Die Ordnung der Bildung. Beiträge zur Genealogie der Bildung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 163*



«Es gibt schlechterdings gewisse Kenntnisse, die allgemein sein müssen, und noch mehr eine gewisse Bildung der Gesinnungen und des Charakters, die keinem fehlen darf. Jeder ist offenbar nur dann ein guter Handwerker, Kaufmann, Soldat und Geschäftsmann, wenn er an sich und ohne Hinsicht auf seinen besonderen Beruf ein guter, anständiger, seinem Stande nach aufgeklärter Mensch und Bürger ist.» So legitimierte noch im ausgehenden 18. Jahrhundert Wilhelm von Humboldt Schulbildung als Mittel zur Selbstermächtigung, ganz ohne Anspruch auf messbaren Bildungsausgang. Sich zu bilden hiess zunächst, sich zu formen, Gestalt anzunehmen, der Gesellschaft als verantwortungsbewusstes und aufgeklärtes Individuum entgegenzutreten. Ist dieser Anspruch überholt? Ganz im Gegenteil. Die fortschreitende Globalisierung und Digitalisierung unserer Arbeitswelt führt unweigerlich zur Entwicklung von Berufsfeldern, in denen eine reflexive Handlungsfähigkeit das Ziel aller Kompetenzentwicklung ist. Die bewusste, kritische und verantwortliche Einschätzung und Bewertung eigener Handlungen auf der Basis von Erfahrungen und Wissen zielt auf die Eigenschaften eines eigenständigen Individuums, das seine Arbeitspraxis in einen gesellschaftlichen oder beruflichen Kontext stellt. Gerade der Einsatz künstlicher Intelligenz in vielen, auch komplexen Arbeitsfeldern zeigt uns: Der Computer ist uns im Prozessdenken überlegen er ist schneller, ausdauernder und exakter. Umso wichtiger wird ganzheitliches, auf humanistischen Werten basierendes Denken.

Einfache, messbare Leistungen

Unglücklicherweise wurde aufgrund eines Paradigmenwechsels in der pädagogischen Forschung der 1990er-Jahre das humanistische Bildungsideal der Kompetenzorientierung geopfert, womit nun die Didaktik, also die Unterrichtstechnik, die Bildungsinhalte bestimmt. Der zunehmend multikulturelle Hintergrund der Lernenden interessiert kaum, ebenso wenig wird eine ganzheitliche Förderung angestrebt. Die Kompetenzorientierung fordert einfache, messbare Leistungen im Lesen, Schreiben und Rechnen, auch im angesprochenen Geografieunterricht. Die Pädagogische Hochschule bereitet das Lehrpersonal darauf vor, die Individualisierung des Unterrichts ist dabei ihr Mantra. Da jeder individuell in den basalen Kompetenzen gefördert werden soll, tut man dies am effizientesten mit smarterer Bildungssoftware.

Und das geschieht denn auch. Entsprechend zeichnet sich unsere jüngste Generation Z durch digitale Kompetenzen aus. In Wohlstand aufgewachsen, wollen diese jungen Menschen etwas bewirken; sie suchen Sinn und erwarten Rahmenbedingungen, in denen sie sich entfalten können. Einfache Aufgaben nach einem vorgegebenen Schema abzuarbeiten, empfinden sie als Zumutung. Doch aufgrund der geltenden pädagogischen Konzepte fehlt ihnen der Durchhaltewille jener, die sich Wissen und Fähigkeiten über die Auseinandersetzung mit Vorbildern aneigneten. Sie sind sich der gesellschaftlichen Dimension ihres Tuns nicht bewusst und können sich an keinen Werten orientieren.

Während manche von ihnen aufgrund der jahrelangen, gezielten Individualisierung ihre Selbstinszenierung professionalisieren, zerbrechen andere am permanenten Vergleich. Viele von ihnen würden gerne zeigen, was sie können, und ihre eigenen Lösungsansätze präsentieren. Doch für Vorstellungskraft, Kreativität und echten Austausch bleibt wenig Raum im outputorientierten Bildungssystem. Die humanistische Bildung hat sich derweil ins Private zurückgezogen. Werte werden nur noch in kulturellen Blasen verhandelt. Zahlreiche Untersuchungen belegen, dass dadurch die Chancengerechtigkeit schwindet.

Die Volksschulen integrieren zu wenig

Dieserart eindimensionale und messbare Leistungsziele, sprich Kompetenzen, erreicht man nur mit würdelosem, preussischem Drill. Die Pädagogische Hochschule propagiert deshalb – und in Anbetracht der Heterogenität der Klassen – selbstorganisiertes Lernen (SOL), bei dem sich jedes Kind eigenständig und intrinsisch motiviert die Lernziele je nach Stufe anhand von Arbeitsblättern oder komplexeren Dossiers selbst erarbeitet und überprüft. Doch das gelingt nur sehr Intelligenzen oder Fleissigen, die sich zudem nicht scheuen, die vielbeschäftigte Lehrpersonen auf sich aufmerksam zu



machen. Untereinander herrscht Konkurrenzkampf, weshalb alle Kinder auf den Einsatz ihrer Eltern angewiesen sind.

«Für Vorstellungskraft, Kreativität und echten Austausch bleibt wenig Raum im outpurorientierten Bildungssystem.»

Béatrice Di Pizzo

Am anderen Ende der Leistungsskala macht sich funktionaler Analphabetismus oder Illettrismus breit. Was aktuell nahezu 20 Prozent der Volksschulabsolventinnen und -absolventen betrifft. Berufsbildner in der Schweiz beklagen sich über Lehrabbrüche, Hochschulen über die mangelnde schriftliche Ausdrucksfähigkeit der Studierenden. Es sind Zeichen einer mangelnden Integrationsfähigkeit unseres Bildungssystems.

Die integrative Förderung, wie sie die Stadt Zürich seit 2009/10 praktiziert, funktioniert nicht. Schulklassen und Lehrerkollegien sind an den meisten Schulen zu gross, um eine Verbindlichkeit herzustellen. Ausserdem hat sich das Jobprofil verändert: Keine Lehrperson widmet sich einer Aufgabe, für die sie nicht zuständig respektive bezahlt ist. Über Pensenzuteilungen verfügen Schulleitungen nach Gutdünken; oft werden Lehrpersonen mehrjährig im Jahresvertrag beschäftigt und Fachlehrpersonen nur stundenweise eingesetzt. Die Personalfuktuation ist entsprechend gross. Kinder, nicht nur aus Einwandererfamilien, sind auf die Ressourcen und finanziellen Möglichkeiten ihrer Familien und allenfalls ihrer Subkulturen zurückgeworfen, denn nur diese bieten verlässliche Beziehungen und einen normativen Kontext. Im Kontakt mit der schweizerischen Zivilgesellschaft hingegen erleben sie professionalisierte Gleichgültigkeit.

Bildung ermöglicht gesellschaftliche Teilhabe, sie lässt uns Zusammenhänge erkennen und ein gegenseitiges Verständnis entwickeln. Ohne geteiltes Wissen schreitet die Segregation der Gesellschaft voran, zentrifugale Kräfte werden verstärkt, und die Chancengleichheit schwindet. Wir müssen die eindimensionale Kompetenzorientierung überwinden und gemeinsam ein humanistisches Bildungsideal stärken, denn nur dieses ermöglicht eine ganzheitliche Förderung junger Talente.

Béatrice Di Pizzo ist Erziehungswissenschaftlerin und Schulpflegerin in Zürich

Gendern: Sprachwandel oder Sprachdiktat?

25. 6. 2023, Mario Andreotti

Dass sich unsere Sprache dauernd wandelt, ist längst ein Gemeinplatz. Wörter und ihre Bedeutungen haben sich im Verlaufe der Geschichte verändert und verändern sich weiter. Unser Wort «Dirne» etwa meinte in mittelhochdeutscher Zeit, ja noch bis zu Goethe so viel wie «Jungfrau»; und heute, da ist eine Dirne wohl alles andere als eine Jungfrau. Sprachwandel ist ein Vorgang, der sich nicht gezielt lenken lässt, der sich ganz im Gegenteil der bewussten Steuerung durch die Sprecher weitgehend entzieht. Was aber die sog. gendergerechte Sprache betrifft, hat mit Sprachwandel, obwohl dies von den Befürwortern immer wieder behauptet wird, nichts zu tun, ist vielmehr bewusste Sprachlenkung, ja Sprachdiktat. Es ist eine feministische Minderheit, die der Sprachgemeinschaft das Gendern aufoktroiert hat, um so eine angebliche Gleichstellung der Geschlechter durch die Sprache zu bewirken. Das aber entspricht nicht der Realität: Die Sprache reagiert erst auf Veränderungen in der uns umgebenden Welt und nicht umgekehrt. Die Unterscheidung von Frau und Fräulein verschwand beispielsweise erst, nachdem auch die unverheiratete Frau gesellschaftlich emanzipiert war.



Die Befürworter des Genderns argumentieren damit, dass im Deutschen grammatisches und natürliches Geschlecht gerne gleichgesetzt würden. Wie kam es aber zu dieser Gleichsetzung, ja Verwechslung von Genus und Sexus? Ein Blick in die deutsche Sprachgeschichte kann uns da Aufschluss geben. Im 17. Jahrhundert, zurzeit der barocken Sprachgesellschaften, übersetzten deutsche Grammatiker, unter ihnen Justus Georg Schottelius, das lateinische Wort «Genus» mit (grammatisches) «Geschlecht» und nannten den Artikel «Geschlechtswort». Das öffnete der Verwechslung mit «Sexus» Tür und Tor, und dies umso mehr, als die Genera nun männlich (der), weiblich (die) und sächlich (das) genannt wurden. Johann Christoph Adelung, der bedeutendste deutsche Grammatiker des 18. Jahrhunderts, nannte die Neutra «Wörter ungewissen Geschlechts» und «geschlechtslos», wobei er das dritte Geschlecht unserer Tage noch nicht im Auge hatte. So wurde die deutsche Grammatik durch eine fragwürdige Übersetzung gleichsam sexualisiert, indem ein Fachbegriff eine alltagsprachliche Zusatzbedeutung erhielt. Die meisten Kinder hören im Sprachunterricht noch heute vom Hauptwort und dessen Geschlecht.

Diese Zusatzbedeutung liegt dem vor allem von Feministinnen geschürten Streit über die angebliche Diskriminierung der Frauen bei der Unterlassung weiblicher Wortformen zugrunde. Dabei wissen wir längst, dass grammatisches und natürliches Geschlecht in der deutschen Sprache, aufs Ganze gesehen, wenig miteinander zu tun haben. *Spitzel* als grammatisches Maskulinum bezeichnet ebenso wenig nur Männer, wie etwa *Person* als Femininum nur Frauen meint. Und ein *Lehrerzimmer* steht Lehrern wie Lehrerinnen offen; ein Führerschein berechtigt Frauen wie Männer zum Autofahren. So gesehen, entpuppt sich das Genderproblem am Ende als das, was es ist: als Scheinproblem.

Trotzdem fordern heute vermeintlich emanzipierte Kreise beinahe stereotyp, es dürften nur noch Wörter verwendet werden, die nicht a priori «männlich» zu verstehen seien, ordnen Arbeitgeber und Behörden an, ihre Mitarbeiter hätten sich im Dienstbetrieb einer gendergerechten Sprache zu bedienen. So kam es schliesslich zu Texten, die uns in dumpf aufgeblähter, mit Gendersternen oder Sprechpausen verunstalteter Sprache begegnen oder die nur noch aus z.T. schwerfälligen neutralen Partizipien (Zu-Fuss-Gehende statt Fussgänger) bestehen. Doch all diese Vorschläge sind im Grunde keine Lösungen, da sie zum einen in der gesprochenen Sprache nicht funktionieren und zum andern partizipiale Formen sich längst nicht bei allen Nomen herstellen lassen. Die *Abgeordneten* erlauben das beispielsweise nicht. Und das Bedenklichste daran: Die Suche nach einer gendergerechten Sprache hat nicht zur gewünschten Gleichberechtigung der Geschlechter geführt, sondern zu zerstörerischen Eingriffen in die deutsche Sprache.

Mario Andreotti

Prof. Dr. Mario Andreotti, ehem. Gymnasiallehrer und heute Dozent für Neuere deutsche Literatur, ist ein profunder Kenner der schweizerischen Bildungs- und Sprachlandschaft. 2019 veröffentlichte er im Verlag FormatOst dazu das vielbeachtete Buch «Eine Kultur schafft sich ab. Beiträge zu Bildung und Sprache».

«Mit dauernden Alarmierungen lässt sich kein Bildungssystem steuern»

Nebelspalter, 9.6.2023, Daniel Wahl

Schule im Reformwahn (Teil 1)

Der emeritierte Erziehungswissenschaftler Jürgen Oelkers hat vor Jahren eine Liste von Schulreformen kommentiert, die im Kanton Bern umgesetzt wurden. Zwischen 1996 und 2016 waren es gegen 20 Reformen, die Oelkers mit den Adjektiven von «zielführend» über «nicht durchdacht» bis «verheerend» bewertet hatte. Zwei Reformansätze – die Einführung eines Qualitätsmanagements



und die Massnahmen, die zu weniger Schülerübertritten ins 10. Schuljahr hätten führen sollen – sind versandet.

Seine Bewertung sei überholt, sagt Oelkers. Sie gibt aber Anlass dazu, mit ihm über den Reformwahn zu reden, den die Volksschule in den vergangenen drei Jahrzehnten erfasst hat.

Herr Oelkers, im Kanton Bern wurden innerhalb von 20 Jahren gut 20 Schulreformen eingeleitet. In anderen Kantonen dürften es nicht weniger sein. Haben die Reformer damit die Schule überfordert oder waren die Reformen zwingend?

Jürgen Oelkers: Wer definiert schon, was zwingend ist? Es sind alles Vorstösse in bester Absicht und den Nutzen erkennt man nicht, wenn man Reformen fordert und dann in Gang setzt. In gewisser Hinsicht sind Schulreformen auch unvermeidlich. Die Schulen stehen unter Beobachtung der Gesellschaft und die Bildungspolitik reagiert auf öffentliche Kritik. Lanciert werden die Reformen von unterschiedlicher Seite, manche kommen auch der Mitte der Schule, aber nicht jede Reform ist dort – je nach Belastungsfolgen – willkommen.

Aber die Menge erstaunt doch ...

Ja, im Vergleich früheren Zuständen in der Schweiz ist das wirklich bemerkenswert. Sehr viele Akteure wollten in den letzten drei Jahrzehnten die Schule neu definieren oder sie für etwas verantwortlich machen, was die Gesellschaft selbst austragen müsste. Das geschah häufig unkoordiniert, aber alle Reformideen wollten es «besser» machen, was mehr oder weniger starke Defizitannahmen voraussetzt. Defizite kennen keine Grenzen, das erklärt die Zahl. Aber man muss auch homogenisierende oder sich selbst bestätigende Expertendiskussionen voraussetzen.

Die Frage ist doch, was die Schule daraus macht?

Bei strukturellen Reformen, wie sie die Einführung der Schulharmonisierung (HarmoS) eine ist, kann die Schule nicht viel machen. Das wird von der Politik vorgegeben. Generell gilt aber: Die Lehrpersonen akzeptieren weitgehend nur das, was sich für den Unterricht verwerten lässt und was für den Betrieb unverzichtbar ist. Daher werden Reformen nach dem Masse der Überzeugung der Lehrerinnen und Lehrer praktisch vorangetrieben. Vieles wird auch gar nicht umgesetzt. Ideen versanden oder erscheinen Jahre später wieder unter neuem Gewand.

Welche Reform bringt die Qualität der Schule am besten voran?

Die Art und Weise, wie man Lehrmittel macht. Diese Antwort mutet vielleicht etwas fremd an. Aber: Der Unterricht hängt wesentlich von den Lehrmitteln ab. Sie wurden lange einfach benutzt und irgendwann ersetzt. Wenn man aber die Lehrmittel im Feld erprobt und vor der Einführung testet, hat man gute Chancen, die Qualität des Unterrichts zu verbessern.

Das sehen aber viele Eltern und Lehrer anders. Die neuzeitlichen teuren und kompetenzorientierten Lehrmittel für Französisch «Mille feuilles» und «Clin d’Oeil» und in Englisch «New World» standen derart in der Kritik, dass sie vielerorts entweder abgesetzt oder dass ihnen bewusst Alternativen zur Seite gestellt wurden.

Wenn sie schlecht sind, sollten sie schnell wieder abgeschafft werden. Doch ich bleibe grundsätzlich dabei: Schulreformen sollten heute bei den Lehrmitteln ansetzen, was durch die Digitalisierung nochmal dringlicher werden wird.

Halten Sie denn die Einführung von Frühenglisch und Frühfranzösisch für eine geglückte Reform?

Das waren Lehrplanreformen – Umschichtungen von Stunden. Man verlagerte Lektionen von der Oberstufe in die Mittelstufe und hatte die Erwartung, dass sich der Erwerb der Fremdsprache dadurch verbessern würde. Der Ertrag des Fremdsprachenunterrichts gemessen an den Erwartungen ist eher schmal, doch letztlich kommt es darauf an, welche Ziele im Unterricht verfolgt werden. Am Ende können die Schüler, wenn es hochkommt, Schulenglisch und Schulfranzösisch (oder Schuldeutsch in der Romandie). Das Welsch-Jahr war lange der Ausweg. Vielleicht sollte man einen Sprachaufenthalt am Ende der Schulzeit zu einem curricularen Angebot machen.



«Schulreformen sollten heute bei den Lehrmitteln ansetzen.»

Würden Sie deswegen eine Sprachreform der Sprachreform ansteuern?

Das Frühfranzösisch und Frühenglisch in der Primarschule wollte man im Kanton Thurgau, wo ich wohne, wieder abschaffen. Das führte zu einem staatspolitischen Aufschrei. Aber die Frage ist, ob damit der Ertrag verbessert werden kann. Wenn man eine solch einschneidende Entscheidung fällen will, muss man ganz genau hinschauen: Mit welchen Lehrmitteln macht man das? Welche Kompetenzen bringen die Lehrer mit, welche müssen sie noch erwerben?

Reformitis an den Schulen am Beispiel des Kantons Bern

Ohne Anspruch auf Vollständigkeit: Im Kanton Bern wurden innerhalb von 20 Jahren fast 20 Schulreformen durchgeführt.

- **1996** Einführung des 6/3 Modells. Ziel: Durchlässigkeit erhöhen.
- **1996** Abschaffung des Beamtenstatus, Einführung der öffentlich-rechtlichen Anstellung, flexiblere Anstellungen, Möglichkeit der Entlassung der Lehrkräfte, Abschaffung der Lehrerkategorien.
- **1996** Einführung der geleiteten Schulen. Ziel: stringente Führung, Definition von Zuständigkeiten und Kompetenzen, Kontrolle, pädagogische Kompetenzen.
- **1996** Neugestaltung der Schulaufsicht: Gemeinden können Schulkommissionen abschaffen. Schulaufsicht wird professionalisiert und nicht gewählten Beamten übergeben. Ziel: Modernere Führung von Schulen, Teilautonomie, Erhöhung von Karrierechancen für Lehrkräfte, schnellere und professionellere Entscheidungsfindung.
- **1998** Einführung von Qualitätsmanagement an den Schulen. Ziel: bessere Unterrichtsqualität und transparente Abläufe.
- **1999** Umgestaltung des 9.Schuljahres. Ziel: die Zahlen zum 10. Schuljahr senken.
- **2002** Abschaffung der Seminare, Gründung der Pädagogischen Hochschule. Ziel: Erhöhung der Ausbildungsqualität, und Verbesserung der Umstiegchancen durch eine universitäre Ausbildung.
- **2003** Neue Schülerbeurteilung. Ziel: «FLUT» – förderorientiert, leistungsorientiert, umfassend, transparent.
- **2004** Integrationsartikel. Ziel: Integration von schwächeren und behinderten Kindern in den Regelunterricht.
- **2010** Neue Finanzierung der Massnahmen für die sogenannten Pool-1- und Pool-2-Kinder. Ziel: die individuelle Betreuung leistungsschwächerer Kinder in den Regelklassen verbessern.

Zwischen 2012 und 2016

- Einführung des neuen Lehrplans 21, Kompetenzorientierung, neue Stundenpläne, Umwandlung von Schulfächern, Sammelfächer, neue Beurteilung. Ziel: Harmonisierung des Schweizer Schulsystems.
- Einführung von Frühfranzösisch und Frühenglisch. Ziel: nicht definiert.
- Einführung einer neuen Sprachdidaktik auf konstruktivistischer Basis. 'Passepartout'- Lehrmittel. Ziel: mehr Freude am Unterricht, bessere Kommunikation.
- Abschaffung des Semesterzeugnisses. Ziel: Entlastung der Lehrkräfte, weniger Noten.
- Einführung von Frühförderungskursen. Ziel: Sprachkompetenz der Migrantenkinder verbessern.

Was halten Sie von dieser Schulreform: Messung der Schulqualität mittels Pisa-Tests und weiteren Checks?

Der Pisa-Test scheint unvermeidlich und irgendwie muss man da mitmachen. Aber solche Tests



nutzen sich über die Jahre ab. Wenn sich nach dem zehnten Pisa-Test zeigt, dass man zwar evaluiert wurde, aber das Ergebnis ungefähr immer dasselbe bleibt, kann man das Testen bleiben lassen. Man weiss ja, was kommt. Bei den Pisa-Tests ist die Schweiz in Mathematik ziemlich oben, bei den Sprachkompetenzen tiefer. Das wird sich auch in den nächsten zehn Jahren nicht ändern. So bleiben solche Tests häufig nur für die Datenanalysten in den Behörden oder in der Forschung spannend. Und: Mit dauernden Alarmierungen lässt sich kein Bildungssystem steuern.

Die Einführung der geleiteten Schulen, beziehungsweise die Einsetzung von Schulleitern – bezeichnen Sie das auch als unvermeidlich?

Die Schweizer Schulen haben damit das angelsächsische Modell übernommen. In Südkorea oder in Frankreich, wo die Schulen von Paris aus gesteuert werden, gibt es das nicht. Aber ich bin überzeugter Föderalist und ich glaube, es ist richtig, wenn man den Schulen eine hohe Autonomie und eigene Leitung zugesteht.

«Ich bin überzeugter Föderalist und ich glaube, es ist richtig, wenn man den Schulen eine hohe Autonomie und eigene Leitung zugesteht.»

Sind geleitete Schulen erfolgreicher als zentralistisch organisierte?

Was heisst erfolgreich? In Bezug auf die gemessenen Leistungen sind die asiatischen Schulen erfolgreicher als unsere. Auch Finnland ist Spitze. Aber das ist kaum zu erklären, weil Finnland eine komplett andere Leitungskultur hat als die Südkoreaner. In Finnland gibt es beispielsweise keine Nachhilfestunden. Schweden wiederum steuert sehr schülerbezogen ...

... mit anderen Worten sagen Sie: Es spielt keine Rolle, wie sich Schulen organisieren.

Nein. Wir haben Studien zur Schulleitung gemacht. Es gibt für die Schweiz keine flächendeckende Lösung. Doch bei Konflikten brauchen Sie eine gute Schulleitung und eine erfahrene Moderation nach innen wie nach aussen. Die Schule wird mit Problemen konfrontiert, die Leitung verlangen, etwa im Blick auf die Folgen des Medienkonsums oder falsche Erwartungen der Öffentlichkeit. Zudem: Ohne ausgebildete Schulleitungen gäbe es kaum die Schulentwicklung, die wir heute haben. Und schliesslich braucht jede Schule eine gute Aussendarstellung.

Halten Sie die Einführung der «integrativen Schule» für geglückt?

Die Inklusion ist zunächst einmal die Gegenbewegung zur Separation, also die Auslagerung der 'schwierigen' Fälle. Früher hat man gedacht, dass man spezielle Angebote für Behinderte machen muss, aber das ist dann massiv ausgeweitet worden und hat zur Separation geführt. Inklusion ist die Gegenbewegung. Die Idee klingt gut und auch viele betroffene Eltern stehen auch dahinter. Bei den Lehrpersonen kommt die integrative Schule jedoch zunehmend schlechter an. Man befürchtet, im Unterricht bestimmte Standards nicht mehr halten zu können. Die integrative Schule braucht ausreichend Ressourcen. Schwerstbehinderte etwa benötigen eine Eins-zu-eins-Betreuung. Auch über «Schulinseln» oder kleine Klassen für bestimmte Lernzeiten *in* der Schule muss man reden, wenn die Massnahmen im Unterricht nicht greifen. Falsch ist es, Inklusion so zu verstehen, dass unter allen Umständen und unabhängig von den praktischen Erfahrungen einfach nur ein Prinzip verwirklicht werden soll. Man muss einfach lernen, was geht und was nicht.

Damit kommen wir zu den Killerkriterien von Schulreformen. Sind die fehlenden Finanzen deren erster Todesstoss?

Nicht zwingend, denn die Ausstattung der Schulen und die Lehrergehälter sind in der Schweiz generell top. Aber für die Umsetzung sehr ehrgeiziger Reformen braucht es zusätzliche Mittel und nicht nur Umschichtungen. Anders lässt sich die Idee der Inklusion kaum umsetzen, aber das ist in den Kantonen eine sehr unterschiedliche Praxis. Zudem: Der Wandel der Schulkulturen in den letzten dreissig Jahren hatte auch Erfolg, niemand will zurück in die autoritäre Schule der Vergangenheit.

**Was ist denn Ihr Killerkriterium?**

Akzeptanz. Fehlt sie, wird das, was politisch gewollt ist, an der Schule nicht umgesetzt oder zum Dauerproblem. Die wesentlichen Probleme der Schule ergeben sich heute aufgrund des Wandels ihrer Umwelt und der Gesellschaft. Die Kinder werden beispielsweise von medialen Angeboten angezogen und sie vernachlässigen die Schreibfähigkeit, die Rechenfähigkeit. Der Medienkonsum der Kinder ist unkontrollierbar geworden. Das stellt die Schule auf eine harte Probe.

Haben Sie darauf eine Antwort.

Ja. Kontrolle, Einschränkung der Freiheit. Kinder zwischen 6 und 12 Jahren sehen heute Dinge, die sie nicht sehen sollten.

**«Fehlt Akzeptanz, wird das, was politisch gewollt ist,
an der Schule nicht umgesetzt oder zum
Dauerproblem.»**

Das müsste aber in erster Linie Aufgabe der Eltern und nicht der Schule sein.

Ja, und da sprechen Sie gleich ein weiteres Problemfeld von realen Schulreformen an: Schulen betrachten Eltern oft als Ressourcen, die sie nur bei Bedarf miteinbeziehen können. Die Eltern berufen sich heute auf erweiterte Mitspracherechte, weshalb Schulen auf die Eltern zugehen und eingehen müssen – nicht in dem Sinne, dass Eltern den Unterricht oder die Notengebung mitbestimmen können. Aber die Schule muss mit ihnen ein Einverständnis erzielen. In Bezug auf den Medienkonsum heisst das: Schule und Eltern sollten eine gemeinsame Einstellung vertreten, welche Medien zulässig sind und wie der Medienkonsum der Kinder stattfinden kann. Es gilt zu klären, was die Eltern tun können und was die Schule dazu beitragen kann. Das ist allerdings leicht gesagt und schwer getan.

«Die beste Reform ist eine, die gar nie gestartet wurde»

Nebelspalter, 10.6.2023, Daniel Wahl

Schule im Reformwahn (Teil 2)

Akzeptanz ist eines der Schlüsselwörter für den emeritierten Erziehungswissenschaftler Jürgen Oelkers. Wird eine Schulreform von der Gesellschaft und den Pädagogen akzeptiert, gelingt sie, sonst nicht oder verläuft anders als gedacht. Im zweiten Teil über den «Reformwahn» im Schweizer Bildungswesen, spricht Oelkers über die ewigen Reformbestrebungen zur Notengebung, über die Reformen, die die Lehrer belasten, aber dem Unterricht nichts bringen sowie über die Zukunft der Schule.

Herr Oelkers, Sie haben viele Schulreformen erlebt und nehmen Bezug auf eine Liste zu den Reformen im Kanton Bern (siehe Teil 1). Mit Blick auf die Be- und Entlastung des Unterrichts, welches war die verheerendste Schulreform, welche bezeichnen Sie als eine geglückte?

Jürgen Oelkers: Das grösste Glück für die Volksschule ist, dass es den personengesteuerten Unterricht weiterhin gibt, dass also noch immer Lehrerinnen und Lehrer unterrichten. Das ist nicht mehr selbstverständlich. Lehrpersonen könnten von Lernsoftware und KI-Medien abgelöst oder stark relativiert werden. Glücklicherweise hat man das Thema bislang nie angetastet. Für die Unterrichtung, Betreuung und Förderung von Kindern halte ich den persönlichen Bezug zur Lehrperson für unverzichtbar. Insofern ist die beste Reform eine, die gar nie gestartet wurde.

**«Verheerend ist, wenn, dann die ungesteuerte Fülle
von Reformen.»**



Verheerend ist, wenn, dann die ungesteuerte Fülle von Reformen. Der Lehrplan 21 soll das in ruhigere Bahnen führen. Doch ständig werden die Lehrerinnen und Lehrer von etwas Neuem überrascht, im Wissen, dass das allein nicht viel bringt, die neuen Anforderungen die eigenen Vorstellungen nicht erreichen und die Umsetzung ihnen überlassen bleibt. Lehrpersonen fühlen sich von allem dann überfordert, wenn die Reform ausserhalb des Bereiches liegt, den sie selbst kontrollieren können. Unterricht aber steht und fällt mit der Person, der ihn durchführt.

Das bestätigt sicher der einflussreiche Pädagoge John Hattie, der doch in seiner grossen Meta-Studie bewies, dass die Effizienz des Lernens nicht durch Reformen und Strukturänderungen geschöpft wird, sondern aus der Beziehung zwischen dem Lehrer und seinem Schüler.

Hattie sagt, dass die Unterrichtsqualität entscheidend ist. Es kommt nicht so sehr auf *den* Lehrer an, sondern auf den *guten* Lehrer und die *gute* Lehrerin. Und ja, die Beziehung zwischen dem Schüler und dem Lehrer ist für einen hohen Wirkungsgrad wichtig. Am besten wirkt das kontrollierte Feedback. Es zählt nicht einfach, was Lehrer machen. Es zählt auch, ob und wie sie wissen, was beim Schüler ankommt. Dazu müssen sie auch auf die Rückmeldungen ihrer Schüler eingehen und eine professionelle Beziehung aufbauen.

Was wurde bei den Schulreformen vernachlässigt?

Im Zentrum der Schule steht der Unterricht der Lehrpersonen. Alles, was dem Unterricht nützt und ihn verbessert, wird angenommen. In Betracht gezogen werden müssen demzufolge erstens die Ressourcen und wie sie zu verteilen sind. Zweitens die Lehrmittel, denn sie steuern den Unterricht. Drittens ist die Beziehungsarbeit der Lehrpersonen mit den Schülern im Hinblick auf die Lernziele ein entscheidender Faktor. Bei vielen Reformen ging das vergessen. Ebenso wie die Lehrer zeitlich belastet werden. Jetzt prägt die Idee die Schule, dass Lehrer genauso lange arbeiten sollen, wie die Personen im öffentlichen Dienst – also 42 Stunden pro Woche. Das halte ich für zu kurz gedacht. Die Arbeitszeit der Lehrpersonen lässt sich nicht einfach einschränken, wie die eines Beamten am Schalter. Die Arbeit des Lehrers beginnt nicht morgens um 8 Uhr und endet abends 17 Uhr.

Heute muss die Arbeit des Lehrers mit einem austarierten Regelwerk erfasst werden. Für die Arbeit als Klassenlehrer gibt es Arbeitszeitguthaben, im Gegenzug muss der Lehrer weniger Lektionen unterrichten. Der Kanton Zürich ist gerade daran, ein solches Regelwerk für viel zusätzliches Steuergeld zu optimieren. Würden Sie solche Systeme wieder abschaffen?

Die Unterrichtszeit ist ausschlaggebend. Die Berechnung des Lohns nach den Wochenstunden funktionierte über Jahrzehnte gut. Sonst steht man vor dem Problem, dass immer neue Defizite erfunden werden, die bearbeitet werden müssen und so Zeit rauben, aber dann auch Lohnfolgen haben.

Aber die Lehrer klagen über Überbelastung. Die vielen neuen Aufwendungen müssten irgendwie entschädigt werden ...

Die Frage, ist, was die Lehrer *belastet*. In aller Regel sind das zusätzliche Anforderungen, die dem Unterricht nichts bringen – also weit mehr Sitzungen als früher, zunehmende Koordinationsaufgaben, schulische Extratage, regelmässige Befragungen oder auch Fortbildungen ohne persönlichen Gewinn. Es sind allesamt Aufgaben, die den Unterricht im Klassenzimmer nicht erreichen, aber für den Lehrerberuf belastend sind. Mir fällt immer wieder auf, dass viele Reformen ohne Abklärung des Zeitaufwandes angefangen werden.

**«Mir fällt immer wieder auf, dass viele Reformen
ohne Abklärung des Zeitaufwandes angefangen
werden.»**

Der frühere Zürcher Erziehungsdirektor wollte die Schule ökonomisieren – ein ‘New Public Management’ einführen.

Ernst Buschor hat das vorangetrieben. Die Erfahrung zeigt, dass Schulevaluationen dann akzeptiert werden, wenn sie mit Gewinn für die Schulentwicklung verbunden sind und nicht als Kontrolle



wahrgenommen werden. Besserwisser braucht man nicht. Und die Umwandlung der öffentlichen Schulen in einen privaten Betrieb war nie die Absicht.

Zunehmend wollen die Pädagogen wieder das Notensystem ‘reformieren’, sprich, die Noten ganz abschaffen. Das ist doch erstaunlich, weil das die Gesellschaft, die Berufsbildung insbesondere, nicht will. Warum kommt das immer wieder?

Notenkritik gibt es schon lange. Dahinter steckt die Idee, ohne Noten sei die Motivation höher, weil die Schüler durch schlechte Noten abgeschreckt würden. Dem muss entgegengehalten werden: Es gibt auch eine Motivation durch Noten, die Schüler strengen sich an. Das Problem ist höchstens, dass die Notenskala nicht voll ausgeschöpft wird. Aber eine ‘notenfreie Schule’ wäre in der Gesellschaft nicht akzeptiert. Die Wirtschaft gibt Noten, der Sport macht es andauernd. Suchen Sie einmal einen Fussballprofi, der nicht wöchentlich benotet wird. Gesellschaftlich ist das akzeptiert, aber manche Pädagogen finden das skandalös.

Vielleicht auch darum, weil sie es leid sind, dass Eltern bei Promotionsentscheiden dreinreden.

Das Problem können sie nicht lösen, indem sie die Noten abschaffen. Versuche, auf die Notengebung Einfluss zu nehmen, gibt es, manchmal sogar gerichtlich und besonders bei den Promotionsentscheiden. Dem wirkt entgegen, wenn die Notengebung hochtransparent gemacht wird. Der Hauptvorwurf - Willkür - liesse sich so entkräften.

Sollten sich Lehrer also gegen Notenreformen einsetzen?

Noten sind bewährte Mittel des Feedbacks und der Beschreibung von Leistung. Die Kinder wollen wissen, wo sie stehen und die Eltern auch. Wenn die Lehrer anstelle von Noten schriftliche Lernberichte verfassen müssen, erhöht man den Aufwand und hat zusätzlich ein Problem, dass viele Eltern allein mit der Sprache nichts anfangen können. Lernberichte sind aber nur Ausdrucksformen versteckter Noten, ebenso die Koppelung an Kompetenzstufen. Als Historiker muss ich hinzufügen: Es gab seit 100 Jahren keine Phase, in der die Notengebung nicht umstritten gewesen ist. Umso interessanter ist, dass sie bislang nicht abgeschafft wurden.

Wir haben eines der teuersten Bildungswesen der Welt, entlassen aber mit jedem fünften Schulabgänger einen, der die Mindestanforderung an Lesen, Schreiben und Rechnen nicht erfüllt.

Das ist in anderen Ländern auch so.

Müssen wir uns damit abfinden?

In den ersten Schuljahren werden die Kinder weitgehend alphabetisiert. Das Lernprogramm «Lesen durch Schreiben», das den Fibel-Unterricht weitgehend abgelöst hat, war eine durchschlagende Reform des Unterrichts mit nicht erst heute sichtbar werdenden zweifelhaften Effekten. Mit «Lesen durch Schreiben» lernen Kinder, wie sie lautlich schreiben und so zu Beginn des Schreibens oft das Falsche. Das hat enorme Auswirkung auf die Sicherheit im Umgang mit Schriftlichkeit. Sicherheit in der Schriftlichkeit verlangt Automatismen und so Übung. Fehlt das, sind vor allem die schwachen Schüler benachteiligt. Viele Sekundarlehrer beklagen, dass die Kinder mit ganz unterschiedlichen Fähigkeiten die Primarschulen verlassen, sie aber kaum ausgleichen können, was im Elementarbereich nicht gelernt wurde. Hier, in der Verzahnung der Stufen, wäre Steuerung wirklich angebracht.

«Mit «Lesen durch Schreiben» lernen Kinder, wie sie lautlich schreiben und so zu Beginn des Schreibens oft das Falsche. Das hat enorme Auswirkung auf die Sicherheit im Umgang mit Schriftlichkeit.»

Wird die ‘Künstliche Intelligenz’ die Schule auf den Kopf stellen und sie reformieren?

Da fragen Sie den falschen. Ich gehe aber davon aus, dass Künstliche Intelligenz das Lernen verändern und die Schule erreichen wird, wie sich an der Aufregung über Klausuren gezeigt hat, die mit KI-Tools verfasst wurden und die Grundannahme jeder Prüfung, dass der Kandidat er selbst ist und



seine Kompetenz getestet wird, auf den Kopf stellt. Die Schulen haben sich bislang nur auf die Digitalisierung eingestellt, nicht schon auf die Konkurrenz durch Künstliche Intelligenz. Das wird kommen, und es wird sich zeigen, was es heisst, dann noch Schule zu sein. Es kann sein, dass sich die Informationsvermittlung, die wir Unterricht nennen, verlagert wird. Aber das bedeutet nicht, dass die Schule als sozialer Lernort überflüssig wird. Nur dort lernen noch alle zusammen.

Gibt es eine Schulreform, die man noch erfinden müsste?

Wahrscheinlich sind die Reformwünsche unersättlich. Darum hilft der Hinweis auf Bewährtes und ein Ausblick auf Lohnendes. Schulen sind abhängig vom Unterricht, also dem Können, der Motivation und dem Engagement der Lehrpersonen. Das sind Grössen, die sich abnutzen können. Darum sollte eine künftige Reform auf die Stärkung der psychischen Ressourcen der Lehrkräfte zielen.

Was heisst das?

Lange galt für die Schulträger: Hat man einen Lehrer angestellt, dann bleibt er bis zur Pensionierung im Beruf. Das ist längst von der Realität überholt. Der Lehrer wechselt das Schulhaus, wird vielleicht Schulleiter oder verlässt den Beruf gleich ganz. Zugleich wird der Alltag mit der Dauer oft als Belastung empfunden. Die Lehrkräfte reagieren darauf mit reduzierten Anstellungen, Teilzeitarbeit oder Wechsel in andere Beschäftigungen. Wer bleibt, klagt oft über abnehmende Motivation. In der Folge muss sich das System umstellen auf veränderte Prozesse und Lebensweisen von Lehrpersonen. Also müsste man sich systemische Reformen überlegen, wie man die Lehrer und ihre Kompetenz im Bildungswesen hält.

Woran denken Sie?

Aufstiegsmöglichkeiten, temporäre Wechsel, leichte Anschlüsse mit verbesserter Kompetenz, damit neue Orte der Erfahrung oder auch eine Planung der beruflichen Entwicklung über die Lebensspanne. Die Schule muss sich bewusst sein, dass ihre Arbeitskräfte auch andere Möglichkeiten haben. Heute belohnt das System nur Verbleib und nicht auch Wechsel, aber seit dem 'Quereinstieg' stellen sich hier ganz neue Fragen.

Lehrpersonen gäbe es genug, aber sie bleiben nicht im Beruf

NZZ am Sonntag, 11.6.2023, Meinungen, der externe Standpunkt, Carl Bossard

Heute werden wieder viel mehr Lehrpersonen ausgebildet. Aber viele wandern ab oder reduzieren ihr Pensum. Die Ursachen des Problems werden von der Bildungspolitik ignoriert, schreibt Carl Bossard

Robinson Crusoe» von Daniel Defoe zählte in den Jugendjahren zu meiner Lieblingslektüre. Wie habe ich mit dem Schiffbrüchigen mitgezittert! Im Sturm läuft sein Boot auf Grund; Robinson rettet sich an Land. Dann kontrolliert er das Wrack und verschafft sich einen Überblick, macht Inventur und analysiert die Lage. Zielgerichtet geht er ans Werk.

Wer die derzeitige Bildungssituation betrachtet, spürt: Auch in der Bildung sind wir da und dort auf Grund gelaufen, sind wegen Überbürokratisierung manövrierunfähig geworden, vergassen in der stürmischen Reformflut den Kompass und verloren vielfach die Zielkoordinaten aus den Augen. Wir haben das Bildungsboot inhaltlich weit überladen. Viele Lehrkräfte fliehen darum von Bord oder ziehen sich in Teilaufträge zurück. Die NZZ spricht vom «Notfall» Klassenzimmer. Wie bei Robinson braucht es eine ungeschönte Lageanalyse.

Allerdings will kaum jemand die wirklichen Ursachen benennen. Die Kernproblematik bleibt tabu. Die Stäbe in den Bildungsdirektionen flüchten ins Oberflächliche und Unverbindliche. Sie berufen sich auf Pensionierungen, auf Lohnfragen und gestiegene Schülerzahlen. Dabei ist man sich hinter vorgehaltener Hand längst einig, dass die üppige Bürokratie viele Lehrer aus dem Beruf vertreibt.



Es ist das, was unter dem Stichwort «Papierkram» daherkommt: Formulare, Berichte, Dokumente. Bildungsverwaltung und Administration wollen Schule und Unterricht von oben steuern; sie wollen standardisieren und reglementieren. So sind für Elterngespräche achtseitige Kriterienraster mit 157 Kompetenzen vorgeschrieben. Da heisst es für ein Kind der fünften Klasse beispielsweise: «Kann Problem- und Konfliktlösungen auf unterschiedlichen Ebenen vergleichen, z.B. Innerschweizer Eidgenossenschaft», unterteilt in vier Niveaustufen. Ein solch enges Raster erstickt jeden persönlichen Austausch.

Vorgaben und Vorschriften wachsen und wuchern. Pädagoginnen aber sollten kreativ sein und spontan gestalten können. Das bedingt Freiheit und Freiraum. Humane Energie fürs Pädagogische resultiert aus Freiheit, nicht aus Direktiven und Dekreten. Gute Pädagogik und Bürokratie passen nicht zusammen. Organisation aber kommt heute vor Interaktion: Da wird gemessen und getestet, evaluiert und verglichen, korreliert und prognostiziert wie noch nie. Freude haben höchstens die Beratungsbüros. Dicke Berichte entstehen und neue Erlasse. Viele Lehrpersonen fühlen sich darum gefangen in den Tentakeln administrativer Fesseln. Sie beklagen das Korsett künstlich konstruierter Komplexität heutiger Schulwelten. «Schule in Ketten», resümiert ein erfahrener Lehrer seine Unterrichtsjahre. Doch die Bildungspolitik blickt konsequent weg.

Viele spüren, dass der Lehrplan 21 mit den zwei frühen Fremdsprachen auf der Primarstufe und der Fülle von Kompetenzen überladen ist. Wer die Fachinhalte ausdehnt, minimiert die Übungszeit. Beides lässt sich nicht gleichzeitig maximieren. Das Gesetz der Gegenbuchung! Darunter leiden vor allem der Kernbereich Rechnen und das Grundlagenfach Deutsch mit den Kulturtechniken Lesen und Schreiben. Das macht guten Lehrerinnen und engagierten Pädagogen zu schaffen. Sie hetzten von Thema zu Thema, beklagen manche – ohne die nötige Zeit zum Vertiefen und Üben, ohne genügend Freiraum fürs Erlebnis und das Musische. Das hat seinen Grund: Die Primarschule hat sich inhaltlich entgrenzt. Gleichzeitig weiss man seit langem um den minimalen Wirkeffekt vor allem von Frühfranzösisch. Die Langzeitstudie der Zürcher Linguistin Simone Pfenninger weist dies nach; sie stellt den propagierten Wert der frühen Fremdsprachen infrage. Die Bildungspolitik verschliesst die Augen.

Viele erleben, dass die angedachte schulische Integration in dieser Form nicht recht funktioniert. Verhaltensauffällige Schüler belasten den pädagogischen Alltag. Der Wegfall der einstigen Kleinklassen als Folge der Integration ganz unterschiedlicher Kinder in die gleiche Lerngemeinschaft verstärkt die Unruhe im Klassenraum und erschwert den Unterricht. Die Koordinationsabsprachen mit all den Betreuungspersonen sind anspruchsvoll; der administrative Aufwand steigt. Die Arbeitszeit reicht vielfach nicht aus. Das geht auf Kosten des Kernauftrags Unterricht; oft verkommt er gar zur Nebensache. Viele Lehrpersonen können das nicht verantworten und ziehen die Konsequenzen. Auch hier schauen die Stäbe weg.

Nach dem Kentern seines Schiffes verschaffte sich Robinson Überblick. Er analysierte die Lage und konzentrierte sich aufs Wesentliche. Das gilt auch für die Bildungspolitik. Will sie den Lehrermangel beheben, muss sie sich auf den schulischen Kernauftrag besinnen. Schiffbrüchige sind sonst die Schulkinder.

«Masslose Administration»

NZZaS, 18.6.2023, Leserbriefe

«Lehrpersonen gäbe es genug, aber sie bleiben nicht im Beruf»

Carl Bossard bringt ans Tageslicht, was leitende Exponenten im Bildungssektor meist unter dem Deckel halten. Die Hauptursachen für die aufgekommene Misere beim Lehrberuf sind die masslose Administration, der untaugliche Lehrplan 21, die sinnlosen Frühfremdsprachen und die gescheiterte



Integration. Man darf gespannt sein, wie lange es noch geht, bis auf höchster Ebene reagiert wird. So ist etwa bekannt, dass die Bildungsdirektionen zahlreiche ausgebildete Lehrpersonen beschäftigen, welche in den «Innendienst» geflüchtet sind. Diese wieder in den Schulhäusern einzusetzen, brächte doppelten Gewinn: Es wäre eine Massnahme gegen den Lehrpersonenmangel und zugleich eine Gelegenheit, die Administration zurückzufahren, ohne Stellen abbauen zu müssen.

Hans-Peter Köhli, Zürich

Es ist traurig, zusehen zu müssen, wie junge Leute in pädagogische Hochschulen eintreten, die Ausbildung abschliessen und nachher bald genug haben vom Lehrberuf. Umso mehr schätze ich es, dass Carl Bossard den Mut aufbringt, die wahren Gründe dafür zu nennen. So bewährt sich etwa der Lehrplan 21 in keiner Weise, und die Totalintegration ist ein theoretisches, im Alltag undurchführbares Konstrukt. Die Verantwortlichen sollten dies endlich eingestehen und über die Bücher gehen. Carl Bossard hat vollkommen recht, wenn er für mehr gesunden Menschenverstand und weniger Bürokratie im Schulwesen spricht. Damit könnten Probleme der Abwanderung von Lehrern relativ einfach gelöst werden. Es braucht nur den politischen Willen der Bürgerlichen, die im Parlament immer noch die Mehrheit haben, endlich diese linke Regelflut, die erstickt und demotiviert, zu korrigieren.

Peter Gmür, Hinteregg

Humane Energie kommt aus Freiheit

Condorcet Bildungsperspektiven, 24.6.2023, Carl Bossard

Viele Schulreformen kommen in guter Absicht. Nur fragen sie kaum: «Was bedeutet das für die Klasse, für die Lehrperson, für das Gesamte?» Genau das aber fragt Björn Bestgen in seinem bildungspolitischen Weckruf «Wenn jetzt nichts geschieht, geht die Volksschule kaputt». Publiziert hat ihn die «Schweiz am Wochenende» vom 03. Juni 2023 (S. 10-11). Condorcet-Autor Carl Bossard kommentiert in der CH Media vom 13. Juni das aufrüttelnde Interview – dies unter dem Stichwort: Wenn Überkomplexität das Entscheidende der Schulbildung erschwert.

Björn Bestgen ist Schulleiter und kennt die Nöte des pädagogischen Parterres hautnah. Der Praktiker redet Klartext. In seiner nüchternen Analyse fragt er nach den Folgen der vielen Reformen. Sein Fazit: «Unser System ist am Anschlag angelangt.» Wir sind überfordert und gefährden unsere Volksschule. Er verlangt von der Bildungspolitik nur eines: «Weniger ist mehr. Qualität statt Quantität. Wir müssen uns auf das Wesentliche einigen. Das nimmt Druck weg und verbessert die Qualität.»

Mit dem Umbau erfolgte ein massiver Ausbau des schulischen Überbaus

Bestgen weiss, wovon er spricht. Seit über 40 Jahren steht er in der Schule. Diese Schule sah sich in letzter Zeit einem Feuerwerk an Reformen gegenübergestellt. Die umfangreichen Innovationen wurden meist von oben verordnet, oft gar gegen die langjährige Erfahrung der Praktiker und gegen wissenschaftlich erhärtete Befunde. Der pädagogische Kompass kannte nur eine Richtung: Umbau, Reorganisation und Implementation von Neuem. Die Stichworte heissen: früher Fremdsprachenunterricht, Integration und Inklusion, selbst- und kompetenzorientiertes Lernen, Qualitätsmanagement und Lehrplan 21 «mit seiner gnadenlosen Überforderung aller Beteiligten», so Bestgen wörtlich. Es sind unzählige Teilprojekte. Kaum jemand hat den Überblick. Die Schule wurde nicht nur radikal umgebaut; mit diesem Umbau erfolgte auch ein massiver Ausbau des schulischen Überbaus. Die Schuladministration nahm zu; die Bildungsbürokratie wuchs und entfernte sich von der Praxis. Die Institution Schule ist zum Verwaltungsapparat geworden. Auch darauf verweist Bestgen: «Da wird in einem Verwaltungsbüro irgendetwas entschieden, ohne dass man dort die Realität kennt.» Von den Stäben fühlt er sich darum nicht ernst genommen.



Die Wirkung der Reformen ist ernüchternd. Viele Veränderungen im Schulsystem kranken daran, dass sie selten in ihrer Komplexität betrachtet und kaum zu Ende gedacht wurden.

Mit der Zunahme der Bürokratie nahmen auch die Vorschriften zu. Jede Reform brachte neue Vorgaben, erzeugte zusätzliche Dekrete und Direktiven, produzierte Papier und beanspruchte Berichte. Das alles engt den pädagogisch notwendigen Freiraum ein. Das Verantwortlich-Sein für die komplexen Lernprozesse der Kinder und Jugendlichen aber braucht Freiheit. Humane Energie kommt aus Freiheit, nicht aus Reglementen. Darum sagt Bestgen dezidiert: «Wir sollten die Lehrpersonen administrativ entlasten. Die klagen ja nie über die Kinder, sondern über das Drumherum. Das führt zur Überforderung.»

Nicht an kleinen Stellschrauben drehen

Die Wirkung der Reformen ist ernüchternd. Viele Veränderungen im Schulsystem kranken daran, dass sie selten in ihrer Komplexität betrachtet und kaum zu Ende gedacht wurden. Welche Effekte werden an welcher Stelle ausgelöst? Oder gar in Kauf genommen? Welches sind die Folgen? Am Ende ist es immer die Überkomplexität des Systems; sie relativiert die Reformeffekte oder kehrt ihre beabsichtigte Wirkung gar um. Die Überkomplexität des Bildungssystems aufs Wesentliche und Grundlegende zu reduzieren, das wäre Aufgabe einer verantwortungsbewussten Bildungspolitik. An kleinen Stellschrauben wie den Hausaufgaben oder der Notengebung zu drehen genügt nicht. Gefordert ist die bildungspolitische Weitsicht, die Kernelemente einer guten Schule herauszudestillieren und das System neu auszurichten.

Bestgen, der Praktiker aus dem pulsierenden Schulparterre, fordert darum ein «gemeinsames Commitment der Bildung». Ob man aber seinen Mahnruf in der erfahrungsverdünnten Luft der Dachterrassen hört? Wieder ein Rufer in der Wüste? Vielleicht winkt darum Friedrich Dürrenmatt aus dem Grab: «Eine Geschichte ist dann zu Ende gedacht, wenn sie ihre schlimmstmögliche Wendung genommen hat.» Die Geschichte um die Folgen der Bildungsreformen ist noch nicht zu Ende. Leider.

**An kleinen Stellschrauben wie den Hausaufgaben
oder der Notengebung zu drehen genügt nicht.
Gefordert ist die bildungspolitische Weitsicht.**

Wo die Volksschule die Grundlagen des Lernens vernachlässigt

Nebelspalter, 17.6.2023, Daniel Wahl

Schule ohne Beziehung

Von seinen Schulerfahrungen als Kind zehrt Beat Kissling, Buchautor, Lehrer, Psychotherapeut und Erziehungswissenschaftler, offenbar noch heute, wenn er an Vorträgen wie am Mittwochabend in St. Gallen, zusammen mit dem Sekundarschul- und Berufsschullehrer Raymond Diepold, spricht: Seine ersten zwei Schuljahre in England waren ein Fiasko. Zweimal rannte er als kleiner Bub von der Schule weg. Dann die Wende, die ihn ins Gymnasium katapultierte: Er kam in Österreich in eine Klasse mit 46 Kindern und einer Junglehrerin. Die Frau aber hatte ihn, den jungen Beat, im



ganzen Kinderrudel «wahrgenommen». Kissling erhielt seine Lebenslektion, die seine Vorträge noch immer prägt:

- Erst die vertrauensvolle Beziehung zum Lehrer schafft die Bereitschaft der Schüler, sich Mühe beim Lernen zu geben.
- Die gute Beziehung zwischen Lehrer und Schüler ist die Basis für den Lernerfolg.
- Wissenschaftlich ist das gestützt – egal, in welchem Schulmodell.

Insofern ging es an der Vortragsreihe in St. Gallen, zu der «Pädiatrie Schweiz» die beiden Referenten eingeladen hatte, nicht darum, die integrierte Schule aus der Sicht der «Integrationsfanatiker» oder der «Ewiggestrigen» zu beleuchten, sondern die Grenzen dieses Integrationsmodells aufzuzeigen. «Denn integrativ war die Schweizer Volksschule schon immer», sagte Kissling. Sie habe immer die Kinder aller Bevölkerungsschichten zu unterrichten versucht.

Das Beispiel einer integrativen Schule

Der Raymond Diepold machte zuerst eine Auslegeordnung aus seinem Lehreralltag an einer integrierten Schule. Mit höchstem Unterhaltungswert: Er beschrieb seine Sekundarschulklasse der Abteilung B im Kanton Zürich,

- wo nur noch Arbeitsblätter eingesetzt werden, weil die Schulbücher keinen Tag im Klassenraum unbeschädigt überstanden hatten,
- wo die Klassenassistenten wegen ihrer Erklärungen den Lärmpegel zusätzlich verstärkt,
- wo Lehrer die Pausen dafür opfern, Krisen zu bewältigen und Mobbing zu unterbinden,
- wo Mädchen in ihrer «Tussirolle» aufgehen und beim Schulausflug lieber die Fingernägel lackieren, weil Feuermachen Männersache sei,
- wo Schüler während der Stunde auf die Toilette gehen und nicht wieder zurückkommen,
- wo er als Lehrer schon eine Stunde vor Arbeitsbeginn die Dispensen seiner Schüler (schnell per Whatsapp oder E-Mail mitgeteilt) aktualisieren und mit der Realität abgleichen muss. Es stimmt nie überein.
- wo Diepold täglich das Team mit Schulleitern, Assistenten, Heilpädagogen, Teilzeitlehrern aufdatieren muss,
- wo die Hausaufgaben permanent vergessen gehen und die Ausreden täglich kreativer und frecher werden,
- wo ihn die Schulleitung dazu verpflichtet hat, am Abend das Geschehene nachvollziehbar zu protokollieren und auf jeden Fall auch das Positive zu erwähnen,
- wo er frühestens um 22 Uhr mit der Vorbereitung für die Lektionen am kommenden Schultag starten kann, dann aber ermüdet ins Bett sinkt und sich entschliesst, am anderen Morgen ab 04.30 Uhr die Arbeitsblätter vorzubereiten,

Es ist der Beschrieb einer Schule, an der viele Schüler abgehängt haben, und welche den Lehrern verleidet. Glücklicherweise sei seine Ehe nicht daran kaputtgegangen, schloss Diepold und fasste seine Erkenntnisse zur integrativen Schule wie folgt zusammen:

- Integration bedeutet mehr Vielfalt, höhere Ansprüche an die Unterrichtsgestaltung, mehr Absprachen, höherer Betreuungsaufwand, also mehr Arbeit.
- Die schulische Integration führt in dieser Form zu Überforderung aller beteiligten Personen.
- Ein faires Leistungsangebot gleichzeitig für gute und schlechte Schüler ist nicht möglich.
- Selbständiges Lernen ist nur bei guten Schülern (A-Schülern) möglich.

Absturz der Volksschule

Im 20. Jahrhundert war der Ruf der Schweizer Volksschule ausgezeichnet; die OECD qualifizierte bis 1990 die Schulen als «sehr gut». Die Schweizer waren stolz darauf. Rund 30 Jahre später, anfangs Juni, titeln die Zeitungen der CH-Media: «Wenn jetzt nichts unternehmen, geht die Volksschule kaputt.»



Was hat sich in drei Jahrzehnten derart verändert?

Beat Kissling benennt die Zuwanderung als grosse Herausforderung für das Schulwesen. Die fehlende Bindungssicherheit der Jugend beeinträchtigt das Lernvermögen und sei Grund dafür, weshalb Schüler abhängen. Die Strukturen der integrativen Schule vermögen das nicht aufzufangen.

«Grundlage für gutes Lernen ist die Bindungssicherheit», findet Kissling. Die Volksschule hat aber Strukturen geschaffen, die diese Bindungssicherheit nicht fördern. Kissling musste dazu nur die Bilder moderner Schweizer Schulzimmer zeigen, die in ihrer Typologie den Bürolandschaften amerikanischer Grossraumbüros nahekommen. Abgeschottet hinter Stellwänden sitzen die «Auszubildenden». Es sind Strukturen, die die Grundlagen menschlichen Lernens vernachlässigen.

An den Pädagogischen Hochschulen ist auch der Frontalunterricht, der schon immer auf Interaktion mit den Schülern gesetzt hat, verhöhnt worden. Ersetzt wurde er mit selbstgesteuertem Lernen – einem beziehungslosen Lernen, das Schwachen wenig Chancen einräumt, mitzuverfolgen, wie andere Aufgaben lösen, bis sie es auch verstehen, wie Kissling kritisiert.

Solche Schulen erreichen besonders jene Kinder nicht, die schon mit Bindungsstörungen in das Schulsystem eintreten

- Kinder, die von ihren Eltern hinter Bildschirmen parkiert worden sind
- die mit der digitalen Sprache der Handys aufgewachsen sind
- Kinder, die wenig Geborgenheit erhalten haben und wenig «Nein» und «Halt» im Leben gehört haben.

Leider würden die Pädagogischen Hochschulen viel zu wenig Gewicht auf solche Erkenntnisse des Lernens legen. Vielmehr würden die angehenden Lehrer weitgehend nur darauf trainiert, ihren Unterricht zu arrangieren und organisieren. Als beispielhaften Ratgeber für Eltern nannte Kissling die Broschüre «Fit für die Schule», die der Kanton Bern herausgibt. Er basiert weitgehend auf den Grundlagen des menschlichen Lernens.

Kinder brauchen Erwachsene

Journal 21, 24. 6. 2023, Carl Bossard

Eine neue Sicht deutet pädagogisches Denken und Handeln primär vom Lernenden her. Das ist sicher förderlich. Nur marginalisiert dieser Kulturwandel in den Schulen das Bedeutsame der Lehrerin und degradiert den Lehrer zum Lernbegleiter. Ein kritisches Gegenhalten.

*Kinder brauchen Erwachsene
die ihnen zeigen
wie das gehen könnte
dieses Spiel
ein Mensch zu werden.*

So schreibt der Schriftsteller Lukas Bärfuss¹, wenn er von seiner Schulzeit erzählt. Weiter bekennt der Träger des Georg-Büchner-Preises freimütig: «Ich weiss nicht, was aus mir geworden wäre, wenn meine Lehrer ihre Leidenschaften nicht mit mir geteilt hätten», ihre Begeisterung, ihr Unverständnis, aber auch ihren Ärger, die Angst und das Staunen.

Ansteckende Begeisterung

Diese Lehrer führten Bärfuss zu Gedichten, sie führten ihn zu neuen Sichten, sie führten ihn in andere Welten. Sie begeisterten ihn für Dinge, die er gar nicht kannte, weil ihn seine Neigung nie dorthin geführt hätte. So beispielsweise ein «Stellvertreter in der siebten Klasse, ein Mann mit Bart,

¹ Lukas Bärfuss (2015), *Stil und Moral. Essays*. Göttingen: Wallstein Verlag, S. 161



der uns Gedichte vorlas. Nicht etwa, weil sie im Lehrplan standen. Er las uns Gedichte vor, weil er Gedichte liebte. Gedichte waren ihm wichtig, lebenswichtig. Und er teilte im Grunde auch keine Gedichte mit uns. Er teilte seine Liebe, er teilte seine Leidenschaft.»²

Nochmals Bärfuss: «Und wenn ich mir einige Gedichte merken konnte, «Harlem» von Ingeborg Bachmann oder «Ich lebe mein Leben in wachsenden Ringen» von Rainer Maria Rilke, dann weil ich spürte, wie diese Gedichte unseren Lehrer berührten, und diese Berührung wollte ich auch erleben. Die Begeisterung meines Lehrers weckte meine eigene Begeisterung.»

Wirksame Lernprozesse

Dieses Prinzip habe nicht nur in der Literatur gewirkt, «für die ich vielleicht von Natur aus eine gewisse Prädisposition besass». Weiter brachte es ihn auch in Fächern, die ihm weniger lagen, die ihm gar zuwider waren, ist Bärfuss überzeugt. Gerade darum aber bräuchten Kinder Lehrer, sie bräuchten Pädagoginnen. Ganz im Sinne des griechischen Wortes: paid-agogein. «Kinder führen», «hinführen», «hinanführen». Führen, nicht betreuen. Anleiten, nicht begleiten.

Eine Einsicht, die auch die empirische Unterrichtsforschung bestätigt. Sie belegt es vielfach: Wichtig und wirksam sind angeleitete und strukturierte Lernprozesse. Sie erzielen hohe Effektwerte. Genau das weist die Bildungswissenschaft nach. Darum erstaunt es immer wieder, wie viele Schulreformen und Lehrmethoden jegliches pädagogische Denken und Handeln ausschliesslich vom Lernenden her sehen und damit das Sowohl-als-auch negieren. Sie marginalisieren so die Bedeutung der Lehrerin und degradieren den Lehrer zum blossen Lernbegleiter. Unter dem propagierten «Shift from Teaching to Learning» darf er nicht mehr Lehrer sein, sondern nur noch «Guide at the Side».³ Die Verantwortung fürs Lernen wird wegdelegiert – an das Kind und vermehrt auch an die Maschine.

Asymmetrische Prozesse

Die Tendenz: Die Lehrperson wird «zum Lerncoach, welche die Kinder auf Augenhöhe begleitet».⁴ So formulierte es vor Kurzem ein Stadtluzerner Schulleiter. Und er formulierte es apodiktisch – mit dem Vokabular und Begriffen aus dem Coaching. Allein ist er mit seiner Aussage nicht. Er artikuliert lediglich, was eine aktuelle Didaktik fordert und Pädagogische Hochschulen vielfach lehren: Lehrer dürfen nur noch begleiten, Lehrerinnen sind Coachs auf einer gleichen symmetrischen Ebene wie die Kinder. Die Schülerinnen und Schüler lernen selbstorientiert.

Wer so argumentiert, vergisst das asymmetrische Verhältnis von Unterricht und Schule – und nicht zuletzt die Bedürfnisse der Lernenden. Er missachtet den Unterschied zwischen Lehrpersonen und Lernenden. Augenhöhe impliziert eben Symmetrie. Respekt und Vertrauen sollen sich auf Augenhöhe abspielen, nicht aber die Lehr- und Lernprozesse. Pädagogische Prozesse sind asymmetrisch; sie sind gekennzeichnet durch Kompetenzdifferenz. Ziel ist die Autonomie, Ziel ist die Symmetrie, aber der Weg dorthin ist asymmetrisch. Und darum kann selbstgesteuertes Lernen nicht anfängliche Lernmethode für alle sein, wohl aber Ziel. Das ist eine anthropologische Konstante. Heute aber werden Ziel und Weg gerne oder vielleicht sogar willentlich verwechselt.

Verantwortung fürs autonome Lernen

Anders gesagt: Lernen, Denken und Problemlösen sind zunächst sozial, also dialogisch oder eben interpersonal. Da ist das kleine Kind, der Jugendliche, der junge Mensch. Ihm gegenüber steht ein kompetenterer Partner – und zwar in einem asymmetrischen Verhältnis. Dieses Vis-à-vis lehrt und zeigt vor, es animiert und inspiriert, setzt Ziele, die Lernende selbst nicht haben können, und gibt

² Ebd., S. 152f

³ Ewald Terhart (2018): Eine neo-existenzialistische Konzeption von Unterricht und Lehrerhandeln? Zu Gert Biestas Wiederentdeckung und Rehabilitation des Lehrens und des Lehrers. In: [Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Pädagogik](#), 94 (2018) 3, S. 479

⁴ Christian Glaus: Schule ohne Noten – so geht's. In: CH Media, 14.06.2023, S. 25



Feedback. Beide gehen dabei eine Beziehung ein – eine Dyade als Basis des Dialogs, des (Gedanken-)Austauschs, des Lehrens und Lernens. Ganz allmählich internalisieren die Lernenden den Problemlösemodus. Dieser kognitive Vorgang war ja zunächst sozial unterstützt. Irgendwann interagieren die Kinder geistig mit sich selbst – wie sie es vorher mit einem kompetenteren Gegenüber getan haben. Es ist der Transfer vom Interpersonalen zum Intrapersonalen. Lernende übernehmen Verantwortung für ihr autonomes Lernen, für ihr Denken und Problemlösen.

Die Verantwortung fürs eigene Lernen kommt nicht bei allen Kindern und Jugendlichen von selbst. Und sie kommt nicht bei allen gleich schnell. Genau darum müssen Lehrpersonen Verantwortung übernehmen, um sie dann mittelfristig in die Selbstverantwortung der Schülerinnen und Schüler zu übergeben. Wer diese Verantwortung scheut, sollte keine Lehrerin werden dürfen, sollte nicht Lehrer werden. Wer sie übernimmt, steht in der Pflicht, bis die Jugendlichen für sich selbst die Verantwortung übernehmen können. So einfach und so anspruchsvoll ist der pädagogische Beruf.

«Was ich (...) nötig hatte, das waren Lehrer.»⁵ Davon ist Lukas Bärfuss mit Blick auf seine eigene Schulzeit zutiefst überzeugt. Von einem Lerncoach spricht er nicht.

Veranstungshinweis

Kinder partizipieren lassen – leichter gesagt als getan

Vortragsreihe Pädiatrie, Schule & Gesellschaft,
Mittwoch, 20. Sept. 2023

Referenten

Dr. phil. Heidi Simoni (Marie Meierhofer Institut für das
Kind, Zürich)

Prof. Dr. phil. Miriam Leuchter (Universität Koblenz,
Landau)

Einführung

Dr. med. Katrin Lengnick (Neuropädiatrie Ostschweizer
Kinderspital)

Ort und Datum

Mittwoch, 20. Sept. 2023, 18.30 – 20.30 Uhr

Ostschweizer Fachhochschule,
grosser Plenarsaal Parterre,
Rosenbergstrasse 59
9000 St. Gallen



⁵ Bärfuss, a. a. O., S. 152